

(Nachdruck verboten.)

5] Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

Manchmal bemerkte sie noch, daß sie deshalb nicht weilküßig schreibe, damit er bei seiner Ankunft eine unerwartete Freude habe. Dieses Ziel hatte sie zweifellos erreicht, und das umso mehr, als der Hauptmann sich nicht einmal erinnerte, daß sie je von Julie, jener Freundin — die wie sich herausstellte, täglicher Gast im Hause war — etwas geschrieben hätte. Julie gefiel ihm nicht. Es war etwas Bestelltes, Mengstliches in ihrem Gesichte, in den Augen, in ihrem ganzen Wesen. Ihre Bewegungen waren gezwungen, die Stimme unnatürlich. Der Hauptmann faßte seine Eindrücke in dem Urtheil zusammen, daß sie wie eine Person aussehe, die sich abgewöhnt habe, in ordentlicher Gesellschaft zu verkehren. Welch' ein Kontrast gegen seine Frau! Doch Gegenstände ziehen einander an, und der Hauptmann hatte von seiner Frau einen viel zu hohen Begriff, als daß er einen Augenblick angenommen hätte, daß sie einer unwürdigen Person Eingang bei sich und den Kindern verschaffen könnte. Dennoch blieb in seinem Herzen der Stachel einer Unruhe und Angst zurück.

Der Hauptmann lag noch auf dem Sopha, rauchte seine Cigarre und blickte sinnend zum Plafond hinauf, als die Thüre sachte aufging; augenscheinlich war sie schon vorher geöffnet worden, während er noch schlief — Angela trat herein. „Schläfst Du nicht mehr?“ fragte sie. „Bleib doch liegen!“ Mit entzückendem Lächeln hob sie einen Sessel näher und setzte sich neben ihn. Liegend nahm er ihre Hand und drückte sie an die Lippen.

„Wie hast Du geschlafen?“ „O, ganz wunderbar. Habe ich lange geschlafen?“ „Beinahe zwei Stunden. Jetzt ist's halb vier.“ sagte sie, indem sie eine kleine, elegante, goldene Uhr herauszog, die der Hauptmann vordem bei ihr nie bemerkt hatte. Der unsichtbare Skorpion regte sich bei diesem Anblick wieder in seinem Herzen. Angela errieth seine Gedanken und versetzte ihm lächelnd einen Schlag auf die Schulter.

„Weshalb wirst Du blaß?“ fragte sie ganz unbefangen. „Hast Du Deine alte Gewohnheit behalten, mich zu verdächtigen, ohne selber recht zu wissen, warum? O, Du unverbesserliches Kind, Du!“

Das Gesicht des Hauptmanns überzog sich mit Schamröthe. „Verzeih' mir, Engel.“ bat er. „Ich erinnerte mich, daß Du mir in den Briefen so oft von unvorhofften Dingen gesprochen, die ich bei meiner Rückkehr vorfinden würde, und in der That, ich finde ihrer eine solche Menge... Alles was ich da sehe, ist so neu, so unerwartet.“

„Und da dachtest Du gleich: Da muß irgend eine Schuld meiner Frau dahinter stecken?“

„Angela!“ rief der Hauptmann, und bedeckte ihre Hand wieder mit heißen Küssen, wie kannst Du nur so reden! Ich schwöre Dir bei meiner Ehre, so etwas ist mir auch im Traum nicht eingefallen. Du weißt doch, wie ich Dich liebe, mehr als mein Leben. Dich einer unehrenhaften Handlung verdächtigen, das hieße ja die Art an die Wurzel meines eigenen Glückes legen.“

„Warum also erblätest Du, als Du meine Uhr erblicktest? Sei aufrichtig! So viele Jahre waren wir von einander getrennt. Diese lange Pause kann für uns zum Ausgangspunkt eines neuen, glücklicheren Lebens werden, sie könnte aber auch einen dunkeln gähnenden Abgrund bedeuten, der uns für ewig trennt.“

„Um Gotteswillen, Weib, was sprichst Du!“ rief tief erschrocken der Hauptmann.

„Du siehst, ich scherze nicht.“ sagte Angela. „Ich habe Zeit gehabt, das Leben in seinen dunkeln Tiefen zu ergründen, habe gründlich nachgedacht und bin zur Ueberzeugung gelangt, daß, falls es zwischen uns irgend welche Geheimnisse, irgend eine Quelle gegenseitigen Mißtrauens geben sollte, es besser wäre, gleich wieder auseinander zu gehen, als uns das Leben zu einer Qual zu gestalten.“

„Aber meine Theure! Wie kommst Du zu solchen Worten? Weißt Du denn nicht, daß ich keinerlei Geheimnisse vor Dir habe?“

„Auch ich will keine vor Dir haben!“ rief Angela eifrig. „Ich will von Dir nicht verdächtigt werden. Hest Du irgend einen Zweifel, so sage ihn offen heraus. Ich fühle mich so rein, so rechtschaffen, daß ich keinen Vorwurf fürchte, wenn er mir nur offen ins Gesicht gesagt wird.“

„Angela, Angela!“ rief der Hauptmann voll Verzweiflung über ihre Worte. „Bei Gott! Ich habe Dir ja nichts vorgeworfen, habe Dich nicht verdächtigt — Gott ist mein Zeuge!“

„Du erblätest beim Anblick dieser Uhr.“ Sie zog sie heraus und reichte sie ihm. „Sieh sie genauer an! Lies die Inschrift auf dem Deckel. Jetzt siehst Du, daß ich sie vom Großvater geschenkt bekommen. Er wollte nichts von uns hören, als ich Dich heirathete, aber schließlich ließ er sich verfühnen.“

„So, also er war es, der Such an die Hand ging?“ rief der Kapitän erstaunt und ließ die Blicke rings herum schweifen.

„Ja, wir haben ihm so manches zu verdanken, obwohl Du doch weißt, wie hart er ist. Besondere Freigebigkeit kann man ihm nicht gerade zum Vorwurf machen.“

Jetzt erst erinnerte sich der Hauptmann an den Großvater seiner Frau, einen alten, reichen Wittwer, den Eigenthümer einiger Fabriken und Häuser in Krakau. In den Erinnerungen des Hauptmanns spielte dieser reiche Großvater beinahe gar keine Rolle. Als der Hauptmann Angela bei entfernten Verwandten in Lemberg kennen gelernt und ihre Gunst errungen hatte, stieß er auf harten Widerstand von seiten ihres Großvaters Kurter. Er wollte sich nach Krakau zu ihm begeben, doch Angela rieth es ihm ab, behauptete, daß er damit nur die Sache verschlimmern würde, da der Großvater dem Militär überhaupt sehr abhold wäre. Sie nahm es auf sich, seinen Widerstand zu besiegen, und es gelang ihr auch. Da Angela kein eigenes Vermögen besaß, so gab ihr Kurter nur so viel, als die vorgeschriebene Offizierskaution betrug, und erklärte, da sie gegen seinen Willen heirathe, ihr nichts weiter geben zu wollen. In diesem Geiste war auch sein erster und zugleich letzter Brief an das junge Paar verfaßt, welcher außer dem Glückwunsche noch den Zusatz enthielt, daß sie von nun an jede Bekanntschaft mit ihm aufgeben sollten, da er sie auch nicht mehr kennen noch sehen wollte; sie sollten es auch nicht wagen, an ihn zu schreiben, oder in irgend einer Sache auf ihn zu zählen, denn ihm würde es nur Unannehmlichkeiten bereiten, und ihre Briefe würden sie ungelesen zurück erhalten. Sonst wünschte er ihnen Glück und bestes Wohlergehen.

„Er ist kein schlechter Mensch, sogar verständig und edelgesinnt, doch ist er ein Sonderling und ungemein hartnäckig.“ pflegte Angela zu sagen. „Er versiel in Krakau dem Einflusse einiger Beischwestern, deren sich die Jesuiten als Werkzeug bedienten, um sein großes Vermögen an sich zu reißen. Daß wir von ihm nichts weiter zu erwarten haben, davon bin ich völlig überzeugt.“

Sie erwarteten denn auch nichts mehr und lebten, wie sie eben konnten, bis die Verhältnisse sie für ganze fünf Jahre trennten. Kein Wunder also, daß der Hauptmann nun mit Erstaunen, aber auch mit großer Erleichterung die Nachricht vernahm, daß der Großvater sich mit Angela versöhnt hatte.

„Nun siehst Du, siehst Du!“ sprach der Hauptmann mit leichtem Vorwurf in der Stimme. „Warum sich ereisern? Natürlich mußte ich mich wundern darüber, woher Du zu diesem Lugus gekommen. Das erste Stockwerk, Spiegel, Mahagonimöbel, Bärenhäute, eine goldene Uhr — und dazu mein bescheidener Gehalt, der für zwei Wirthschaften hinreichen mußte. Ich wollte um Erklärung des Räthfels fragen, war das was Schlechtes? Nun, und ein einziges Wort von Dir genügte, um alle Zweifel zu lösen.“

„Sei nicht zu leichtgläubig!“ sagte Angela wieder mit der strengen Miene eines Untersuchungsrichters. „Bane nicht allzuviel auf ein einziges Wort, verlange Beweise!“

„Aber Angela — willst Du denn, daß ich eine Kriminaluntersuchung einleite?“

„Ich würde es vorziehen, daß Du es jetzt gleich thust, wo Dein Blick noch hell und Dein Geist nicht voreingenommen ist.“

„Glaubst Du, ich könnte mich verändern?“ fragte der Hauptmann mit einer gewissen Bitterkeit.

„Hör' mich, Anton,“ sagte Angela, sich zu ihm aufs Sopha setzend und seinen Hals umschlingend, „sei nicht böse darüber, was ich Dir sagen werde. Ich liebe Dich, Anton, ich liebe meine Kinder — unsere Kinder, Anton — mehr als mein Leben, mehr als meine Seeligkeit, könnte ich beinahe sagen, und eben weil ich Dich so liebe, möchte ich, daß das Glück, welches die Liebe uns bieten kann, durch nichts getrübt werde. — Wünschst Du das nicht auch, Anton?“

„Wer könnte so etwas nicht wünschen?“ sagte er, sie an sich drückend.

„Nun so höre mich. Ich weiß es wohl, jetzt nach Deiner Rückkehr werden früher oder später verschiedene Lügen- und Klatschgeschichten zu Dir dringen. Ich zweifle nicht daran, daß sich Leute finden, die mir ins Gesicht schmeicheln und hinterher mich mit Roth bewerfen, mich in Deinen Augen zu erniedrigen trachten werden.“

„Angela! Und kannst auch nur einen Augenblick denken, daß ich so gemeinen Verleumdungen Gehör schenken könnte?“

„Rühme sich der Starke nicht allzusehr seiner Kraft und der Kühne nicht seines Muthes!“ jagte düster Angela. „Sprich nicht so, mein Theurer! Spricht man von Möglichkeiten, so dünkt dem Verständigen alles möglich und andererseits auch alles unwahrscheinlich. Darum ist es besser, im Vorhinein alle Voraussetzungen, die mich tranken könnten, zu entfernen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es ist neuerdings Brauch geworden, mit dem Begriff Pöbel viel um sich zu werfen. Wo irgend eine unbequeme Erscheinung den Leuten zu schaffen macht, der Pöbel wird vorgeschoben. Ja, es werden tief sinnige Untersuchungen darüber angestellt, wo der Fanatismus eigentlich am verderbtesten sei, ob London, ob Paris, ob New-York oder Berlin den Vorzug verdiene!

Der viel berufen und viel mißdeutete Pöbel mußte schon vor fünfzig Jahren ebenso dazu gehalten, Unbequemes von sich abzuwehren, und in der berühmten Heidelberger Sitzung der 51 Vaterlandsfreunde von 1848 warnte der hessische Politiker Herr v. Gagern eindringlich vor dem Pöbel, vor dem Lieblingen mit dem Pöbel.

Was ist nun eigentlich das tausendköpfige Pöbelungeheuer? In den Augen seiner Beurtheiler schillert es in den merkwürdigsten Farben. Heute ist es die verächtliche Kanaille, die man durch Herrenblicke, durch energisches Kommando bannet und meistert; morgen wird es die entfesselte Furie, Wahnwitz und Mordbegier in den unheimlich blühenden Augen. Manchmal wird es geradezu komisch, wie rasch nach den jähen Stimmungen des Beobachters auch die Anschauungen über „den Pöbel“ wechseln. Heute bekommt der Pöbel von A. eine Belobigungs-Nummer, morgen wendet man sich vom selben Pöbel mit Angst und Schauern ab. Einmal versucht man die Glenden der Straße romantisch zu verföhren, ein ander Mal ist man mit blindem Eifer drauf los, sie als völlig entmenschte Kreatur darzustellen.

Es hat Zeiten gegeben, wo jeglicher Pöbelhasser Stein und Bein darauf schwor, einen wüsteren, rüderen Pöbel als ihn unser Berlin aufweist, gäbe es in der ganzen Welt nicht mehr. Gegenwärtig ist der Berliner Pöbel unmodern, sozusagen. In Berlin war in der jüngsten Zeit nicht viel los. Im Augenblick muß der „Pöbel von Paris“, ein völlig entartetes Geschlecht, aller Menschlichkeit bar, die Schläge einstecken. Er ist heute der Prügelknabe.

Man konnte wahre Jeremiaen über ihn lesen. Wo ist die altfranzösische Lustigkeit hin, deren Uebermuth einst auch das niedrigste Straßenleben verschönte? Was ist aus den Sündern und Sünderinnen der Nacht geworden, deren böse Flatterhaftigkeit doch früher noch einen gewissen pikanten Anstrich hatte? Welcher wilde, unsagbar freche Ton ist in den Nacht-Cafés und in den Tanzlokalen von Mont-Martre eingerissen? Die schlimmsten Instinkte sind wach geworden. Der Pöbel grinst den Wohlgekleideten in der schneefälligen Weise an.

Immer gab die Stimmung der Einzelnen das Maß des Urtheils über den Pöbel an. Als unklare, ungerüstete Schwärmerieen für die Glenden der Straße austauchten, da wurde bei nicht wenigen Bürgern der Pöbel wie mit sentimental verweinten Augen angeschaut. Das Blatt hat sich gründlich gewandt. Wenn heutzutage irgendwo an einem gesellschaftlichen Körper eine Erschütterung wahrgenommen wird, so verflucht und verflucht man den „Pöbel“, diese unsagbare Menge, die „aus dem Straßenpflaster der Großstadt im Nu emporzuwachsen scheint.“

Und im Grunde ist das, wofür man den Begriff Pöbel faßt, kein räthselhaftes Ungeheuer. Es ist auf dem Grunde jeder Großstadt unter ganz gleichartigen Bedingungen geboren und groß geworden. Man braucht es weder mit dem Vergrößerungs- noch mit dem Verkleinerungsglas anzusehen, wie es die schlottrige Angst oder

das schneidige Draufgängerthum halten; es ist ebenso kindisch, den heutigen Pariseru das wohlknaufändige Berlin als Muster vorzubalten, sowie es thöricht war, bei Berliner Kadavertagen auszurufen: Derlei Rowdythum ist nur in Berlin möglich! Denn der sogenannte Pöbel ist verdammt wenig von einander unterschieden. Wie er gleichartig sich bildet, so trägt er an allen Orten gemeinsam verwandte Züge. Er bildet stets nur den Chor im Lauf der Begebnisse, sagen wir, den verwilderten unrythmischen Chor. Wo Sturm geläutet wird, steigt er auf; ist das Geläute zu Ende, schiebt er auseinander. Das Wesentliche an ihm ist die Schen vor jeder zweckbewußten Organisation. Er ist ein Erregungsmoment in erregten Zeiten, nichts weiter. Der anarchische Haufen stellt seine Lungenkraft und seine Handlung jedem lärmenden Begebnis ohne Wahl, ohne Ziel zur Verfügung.

Etwas Nüchternes lebt in diesem Haufen, selbst wenn er bei helllichem Tage erscheint, wie er in Paris eben erschienen war. Er hat keine rechte Vorstellung von dem was geschieht. Wie er völlig unorganisiert austauscht, so ist er sich seiner selbst nicht bewußt.

In organisierten Kreisen ist sein Platz eingeengt und kein Volksschmeichler, sondern ein nüchterner Beobachter Berlinischen Lebens war es, der die Anmerkung that: Dort, wo die Sozialdemokratie am unmittelbarsten zu wirken verstände, verringere sich im allgemeinen der Ton der Pöbelhaftigkeit in den Massen. Es ist auch natürlich: Wer zur Selbstachtung angehalten wird, wer sich als organisches Glied einer großen Gemeinschaft fühlt, der wird nicht in die Dent- und Empfindungsweise der Leute verfallen, die ihr Sein im ethischen Sinn auf nichts gestellt haben, die der Wind zusammenfegt und der Wind auseinanderrent.

Die berufenen Vorkämpfer gegen „die Pöbelhaftigkeit“ haben neben ihren Verstimmungen, von denen aus sie die Dinge, wie jetzt nach den Jola-Tagen in Paris, betrachten, ihre besondern Stedenpferdchen. Sie hätten in der Regel manchen triftigen Grund, vor der eigenen Thüre rein zu machen. Die Pöbelhaftigkeiten der Jugend aus den besseren Ständen bilden ja ebenfalls eine ständige Gerichtsruhr und oft ist in diesen Blättern auf die milden Urtheilsprüche gegen studirende Rowdies, die wir in erklecklicher Zahl beherbergen, hingewiesen worden. Erst in den jüngsten Tagen kam der ungeheuerliche Fall, daß ein Student an der Stadtbahn eine junge Dame vom Koupee auf das Schienengeleise schleifte und sie in Gefahr brachte, vor Gericht. Der tapfere Jüngling wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt; man wollte ihm die Karriere nicht verderben. Auch auf der Stadtbahn wurde in diesen Tagen ein Mädchen von zwei edlen Jünglingen unflätig belästigt. Der Fall kam schließlich nicht zur Anzeige. Das Mädchen selber wollte, als es aus seiner schmähligen Lage befreit war, den jungen Leuten weiter nicht schaden. Wenn es nun wirklich Arbeiter gewesen wären, das Fallo über die zunehmende Verwilderung des Pöbels hätte ich gern gehört. Die Karriere! Wie viel weinerliche Nachgiebigkeit wird um dieses Begriffes willen geübt, statt daß der Kampf ums Recht durchgefochten würde. Der junge Mensch, der Karriere machen darf, ist ohnedies begünstigt. Wenn er auf seine Laufbahn achten will, so muß er doch auch jene Disziplin in sich üben können, die man vom einfachsten Soldaten verlangt. Er fühlt sich aber in seiner bevorzugten Stellung wie in einem Herrenrecht ohne Pflichten. Er ergiebt sich mit einem gewissen Behagen dem Rowdythum; denn er denkt sich: Es ist ja gerade nicht angenehm, vor der Oeffentlichkeit abgetanzelt zu werden. Aber am Ende wird die Karriere doch geschont, man riskirt einen kleinen Schrecken und — Jugend will eben austoben.

Zu dem beliebtesten Stedenpferdchen der Heerrufer wider den Pöbel und seine vermeintliche Herrschaft gehört die — Anti-Vivisektion! Das schreckliche Fremdwort wäre niedergeschrieben. Die „Anti-Vivisektionisten“ sind zärtlich fromme Gemüther. Wenn sie einen Karren Gaul vor Frost zittern sehen, krampt sich ihr Herz zusammen; und wenn ihnen in der Friedriehstadt in winterlicher Nacht ein blaßes Kind nachhumpelt und ihnen Wachsstreichhölzer anbietet, so drohen sie „dem Süftigen“ mit Stock oder Regenschirm. Sie sagen, die raue Behandlung des lieben Viehes führe zur Verpöbelung der Sitten. Sie heben also aus einer Menge von Umständen einen Faktor, der ihnen gerade aus Herz gewachsen ist, heraus; und am meisten sind sie darum erboßt, daß eine falsche Wissenschaft Frösche, Kaninchen und Hunde als medizinische Versuchsobjekte benützt. Dilettantisch kann die Frage, inwieweit wir die Versuche an lebenden Thier nicht entbehren können, gewiß nicht gelöst werden. Das ist Sache der Fachwissenschaften. Aber die Seele eines Anti-Vivisektionisten fühlt die Leiden eines Frosches wie den eigenen Schmerz; und er tritt vor die Oeffentlichkeit und erhebt Klage wider Mord und Mörder. Er klagt die Wissenschaft an, sowie deren falsche Propheten. Er donnert gegen die Volksverrohung, die durch die Vivisektion in hervorrageudem Maße befordert werde; kurz alle Stürme, die das Gemüth eines Wohlthätigkeits-Vereimlers aus dem Gleichgewicht zu bringen vermögen, sind einseßelt. Solche Stürme bewegen denn auch die hochwogende Brust der Berliner Vortraitmalerin Wilma Parlaghy. Auch sie hat ein überzärtliches Gewissen; und so beschloß sie, wie Bertha Sultner zum Friedenengel geworden, das Engelchen der Anti-Vivisektion zu sein. Sie beschloß dies um so eifriger, als es still von ihr geworden war, von der Modekünstlerin, die noch vor wenigen Jahren von höflicher Gunst beschieden war.

Wem ein Amt gegeben ist, der verfällt leicht auf allerlei kuriose Dinge; und so versiel unser Engel der Anti-Bivisektion auf Dichten. Es ging ihr dabei, wie den Pintschgauer Wallfahrern mit dem Singen. „Sie konnten's halt nit gar schön.“ Aber ein fangesfrober Mensch, was macht sich der daraus. Ihm ist's eben wohl, wenn er singt. Und im Ueberschwang ihrer Dichtersfreude sang sie einen Gesinnungsgenossen von der Anti-Bivisektion, den Steuergaubeber und Steuerentlocker Herrn v. Miquel an, der es nun einmal nicht dulden mag, daß irgend einem unvernünftigen Thierchen was zu Leide geschehe. So ist er einmal, unser Sparminister! Frau Parlaghy also ging voll Begeisterung an die Arbeit und dichtete ein Gedicht von vielen Strophen mit dem wiederkehrenden Endvers: Der liebe, der gute, der edle v. Miquel.“

Den Finanzminister, dem derlei Töne fremd sind, soll die Ueberschwinglichkeit von Frau Parlaghy bis zu Thränen gerührt haben; und unter den Ehrengaben, die ihm der 70. Geburtstag brachte, war ihm der Sang an Miquel, von holdem Fraugeist erfommen, am werthvollsten. Frau Parlaghy aber, von der es so bedenklich still geworden war, kann wiederum lachen. Sie hat wenigstens eine Berühmtheit gewonnen, die Wigblatt-Berühmtheit. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Die Körpergröße der Frauen. Die schottische Schriftstellerin Mary Tennison, die an der Universität zu Brüssel den Grad eines Doktors der Medizin erlangte, aber bisher ihre Kenntnisse meist auf völkerphysiologische Studienreisen verwandte, hat soeben ein Buch veröffentlicht, worin sie die Lebensfähigkeit und die körperlichen Eigenschaften der Frauen der einzelnen Länder Europas miteinander vergleicht. Sie hat außer den britischen Ländern Skandinavien, Deutschland, Frankreich und die Mittelmeerstaaten bereist und sich überall ein reiches statistisches Material zu verschaffen gewünscht, aus dem sie ihre Schlussfolgerungen zieht. Mehrere Abschnitte des Buches widmet sie der Frage, welches Land im Durchschnitt die größten Frauen habe, und kommt hierbei zu folgendem Ergebnis: Es giebt gegenwärtig kein Volk in Europa, das sich rühmen kann, im allgemeinen größere Frauen zu besitzen als ein anderes Volk. Nicht einmal die althergebrachte Meinung, daß die Frauen des nördlichen Europas durchschnittlich größer seien als die des südlichen Europas, kann wissenschaftlich als richtig zugelassen werden. Während ihrer Abstammung nach Engländer, Schotten und Iren sehr verschiedene Volkstämme sind, so ergeben doch die eingehendsten Berechnungen über die an Mädchen und Frauen vorgenommenen Messungen im Durchschnitt eine völlig gleiche Körpergröße, und nicht einmal zwischen der Stadt- und Landbevölkerung läßt sich auf dem britischen Inselreiche ein Unterschied in der Größe der Frauen nachweisen. Nur einzelne Gegenden machen hierbei eine Ausnahme, indem sich bisweilen kleinere Ortsbezirke durch ein körperlich rühtigeres und größeres Frauengeschlecht auszeichnen. Meist sind dies Gebirgsgegenden, aber auch in ganz ebenen Gegenden kommen solche Orte vor. Ganz dieselben Beobachtungen hat die Verfasserin in Skandinavien und Deutschland gemacht. In Schweden fand sie einige Bezirke mit großen Frauen ganz im ebenen Lande, ähnlich wie auf einigen dänischen Inseln; dicht daneben giebt es Orte und Bezirke, wo Frauen mit einer Größe von 165 Zentimetern schon zu den Seltenheiten gehören. Im Durchschnitt stehen die Frauen Skandinaviens an Größe den Frauen des mittleren Frankreich gleich. In Deutschland fällt der Verfasserin auf, daß einzelne Gebirgsgegenden am Harz, am Mittelrhein und am Schwarzwalde große Frauen haben, während in den schlesischen, sächsischen und fränkischen Gebirgsländern die Frauen wesentlich kleiner sind. Auch die Alpenländer haben meist kleine Frauen, während in den Karpathen Gegenden mit überwiegend großen Frauen angetroffen werden. Im östlichen Südfrankreich sind die Frauen kleiner als im westlichen, den Pyrenäen zuliegenden Theile Frankreichs. Im nördlichen und im südlichen Spanien sind die Frauen etwas größer als im mittleren Spanien, und auf Sizilien findet man Italienerinnen, die an Größe den Frauen in pommerischen und holsteinischen Landbezirken völlig gleichstehen. Auf der Balkanhalbinsel findet man unter den Albanesen sehr große Frauen; auch die unteren Donauländer haben Landbezirke mit stattlichen Frauengestalten, während das russische Flachland meist kleine Frauen zeigt. Auch in dem nördlichen Rußland sind die Frauen klein, und nur die Frauen der baltischen Länder und des Weichselgebietes erreichen die Durchschnittsgröße der deutschen Frauen. —

— Die Graphologie, die namentlich in letzter Zeit so viele Mißerfolge zu verzeichnen gehabt, ist keineswegs eine Erfindung der Neuzeit. Aus einer vor ca. 20 Jahren von einem französischen Spezialisten in diesem Fach veranstalteten Nachforschung geht hervor, daß bereits Demetrius von Phaleras, der Dichter Menander, Aristoteles und Dion von Halikarnas aus der Handschrift den Charakter des Schreibers lesen zu können glaubten. Im Mittelalter findet sich die Ansicht, daß genaue Punkte auf dem i einem eigenen, auf Detail achtenden Menschen eigen wären. Später legte Shakespeare einem seiner Helden folgende Phrase in den Mund: Gebt mir die Handschrift einer Frau, und ich werde ihren

Charakter nennen. Im Jahre 1662 erschien in Paris ein kleines Lehrbuch über die Graphologie, das zwei Jahre später ins Lateinische übertragen wurde. Auch Ludwig XIV. ließ zu verschiedenen Malen seine Handschrift charakterisiren. Sehr böß für den „Roi soleil“ fiel das Urtheil eines männlichen Schriftgeperten aus, dagegen fand eine schriftverständige Dame in der Handschrift des Königs große Gerechtigkeitstheile. Man sieht, auch damals schon waren die Experten uneinig. Bigault-Lebrun, Lavater, Walter Scott, Bakjac, Martin, Abbé Plaudrin u. a. m. haben sich ebenfalls eifrig mit der Graphologie beschäftigt. —

Literarisches.

— Ein literarischer Prozeß. Im Deutschen Kunstverlage Gerhard Bauer in Berlin erscheint im April eine Scherznummer „Alter“, in welcher sich die bekanntesten Mitarbeiter der Münchener „Jugend“ selbst oder gegenseitig in tollster Laune parodiren. Neuerdings hat nun die Redaktion der „Jugend“ ihren Mitarbeitern verboden, in genannter Nummer Beiträge zu veröffentlichen. Da dieselben aber bereits geliefert waren, auch ihre Drucklegung schon vorbereitet war, so konnte der Herausgeber den Wünschen der Künstler wegen Zurückziehung ihrer Beiträge nicht mehr entsprechen, und so erscheint diese Scherznummer unter dem Protekte ihrer eigenen Mitarbeiter. Uebrigens gewinnt es den Anschein, als würde sich aus der Angelegenheit noch ein interessanter literarischer Prozeß zwischen dem Verlage der Münchener „Jugend“ und dem Deutschen Kunstverlage entwickeln. —

Musik.

—er— Die Dänin Margarete Petersen besitzt einen Mezzosopran von breitem Volumen und verführerischem Klangreiz; ob auch Geist und Blut in Wallung gerathen, das war bei ihrem Vortrage von Schumann's „Frauenleben und -lieben“ kaum vernehmbar. Man erhielt statt erster Kunst konventionelle Routine und reise Kofetterie. Weit stärkerer Schmelz einer mehr als gleichgiltigen Empfindung war den „ungarischen Liebern“ von Ludwig Schytte eigen. Herr Schytte theilte sich an dem Abend mit der Interpretation einer Sonate eigener Mache, die unwiderleglich bewies, daß das Sonatengewebe nach Beethoven keine Aderflüge unternehmen sollte. Ueberhand romantisirende Lazzi sollen die Lebhaftigkeit der Gedanken, eine genialische Verwirrtheit die übersichtliche Formklarheit ersetzen. In pianistischer Beziehung zeigte sich der Herr aus Dänemark als ein unbarmerziger Rabenwarter seines Geisteskindes. — Der „Lieder- und Balladen-Abend“ des Herrn Willy Martin in der Singakademie war auf den Grundton langweiliger Düstertel und monotonen Grustes gestimmt. Des Sängers Vastimme, welche in den Fesseln nasalcr Tongebung schmachtet und vergebens über die Grenzen eines schwächtigen Umfangs hinausstrebt, besitzt weder genügenden Naturreiz noch eindringliches geistiges Fluidum, um die tragischen Monologe eines ganzen langen Abends erträglich zu machen. Die ernst agirende Mittelmäßigkeit ist die unerträglichste. — Rein lebenswürdige Wirkungen erzielte die Violinvirtuosin Irene von Brennerberg in der Singakademie. Der Vortrag giebt sich in hübschen, kleinen, erstaunlichen Techniken aus, der Geist der Musik wird jedoch unter einer Menge virtuoser Artigkeiten kaum hörbar. Der Gesang der Romanze aus dem Wienawski'schen D-moll-Konzerte, der aus Frauenherzen alles an Empfindung Vorhandene herausföhren könnte, durchbrach nicht mit einem Tone dieses konstant lächelnde, bis zum Ueberdruß lächelnde Halbklüßlerthum. Einen neuen Zyklus von „Dolorosa“-Gesängen von Friedrich August Dreßler brachte der Liederabend des Fräulein Cornelia Flues im Bechsteinsaal. Alles, was dem gleichnamigen Liederkreise Jensen's Charakter und dichterische Popularität verliehen, schwärmerische Melodik, tragisches Empfinden und rührende Resignation, nicht mehr und nicht weniger fehlt der Arbeit Dreßler's. Mit seinem harmonischen Selbstanklagen verwundet er den Stimmungsgehalt der Gedichte ebensowohl, als er die Ansprache auf ungeschminkte Charakteristik nicht zu befriedigen vermag. Fr. Flues sang die ärmlichen Lieder mit hübschem Tonmaterial, halbreifer Technik und ganz unreifer Seele. Ist denn das Podium die Zufluchtsstätte für Indifferenz und Temperamentslosigkeit? — Freundlichen Beifall für freundliche Durchschnittsleistungen erntete Fräulein Hedwig Ribbeck, eine harmlose Sängerin, welcher das Verdienst gebührt, das Publikum mit dem kleinen Violin-Geigenmeister Palasche bekannt gemacht zu haben. Eine solche heldenhafte Eleganz der Vogenführung, eine derartige über die ausgefuchtesten Schwierigkeiten leicht hinweglänfelnde Technik in solchem Knabenalter ist selbst in unserer blasirten Wunderkinderzeit etwas Erstaunliches. Als zweifellos beachtenswerthes Talent erschien auch der Violoncellist Percy Such in der Singakademie, der Stücke von Bach, Saint-Saens, Davidoff u. a. technisch und geistig mit den Mitteln einer kraftvollen und kraftbewußten Persönlichkeit wiedergab. Der Ton seines Instruments muß noch energisichere Größe bekommen, dann braucht Herr Such keinen Rivalen zu scheuen. — Die Altistin Anna Egger's produzierte in der Singakademie einige sonore Töne des Brustregisters als ihr einziges, künstlerisch brauchbares Vestithum. Alles übrige ist in den Banden eines Dilettantismus, der einen zu vollem Grimme darüber auflockern läßt, daß das schönste Material von gefangspädagogischen Praktikern straslos ruiniert werden darf. —

Gesundheitspflege.

—ss— Die Gefahren eines Haarfärbemittels. Unsere Damen sollten Chemie studiren, wenigstens wenn sie es für nöthig halten, die natürliche Farbe ihrer Haare durch irgend ein Mittel zu „verbessern“. Nach einer im „Pharmaceutical Journal“ enthaltenen Nachricht müssen sie sich mindestens den schwierigen Namen Paraphenyldiamin merken und dafür sorgen, daß dieser Stoff in ihrer künstlichen Haarfarbe nicht vorhanden ist. Es sind nicht weniger als 18 Fälle in ganz kurzer Zeit beobachtet, in denen ein Mittel, das diesen Stoff enthielt, zu schweren gesundheitlichen Schädigungen geführt hat. In einzelnen Fällen war mindestens das Jucken und der Hautreiz so stark, daß völlige Schlaflosigkeit eintrat; bei anderen waren die Folgen schlimmer: Schwellungen der Augenlider, Geschwüre an der behandelten Stelle bis zu einem Hautausschlag über den Kopf, das Gesicht und sogar bis auf die Füße. Von den 18 Fällen traten bei 11 derartige Folgen sofort nach dem Gebrauch des Mittels ein. Diese schädliche Wirkung wird der Zersetzung des Paraphenyldiamin zugeschrieben, durch die Chinon entsteht, welches als starkes Reizmittel bekannt ist. —

Aus dem Thierleben.

u. Geruchssinn einer Schnecke. Der Zoologe L. G. Adams sah eines Abends, daß eine große Wasserschnecke sich den aus Knochen und Knochen bestehenden Ueberresten einer Hundemahlzeit näherte, welche sechs Fuß von ihr entfernt lagen. Um zu sehen, ob die Schnecke sich dem Mahle nur zufällig oder mit Absicht näherte, nahm er es von der Stelle, auf der es lag, weg und legte es in einer anderen Richtung, ebenfalls sechs Fuß von der Schnecke entfernt, nieder; sofort änderte das Thier seine Bewegungsrichtung und kroch direkt auf die Speise zu. Als es noch vier Fuß davon entfernt war, nahm Adams das Mahl wieder weg und legte es wieder in einer anderen Richtung 8 Fuß von der Schnecke entfernt hin; auch jetzt wendete sich die Schnecke der neuen Stelle zu. Da, wie gesagt, der Vorfall sich am Abend ereignete, und da die Schnecke außerdem in hohem Grade einherkroch, ist die Annahme, sie habe die Speisen liegen gesehen und danach ihre Bewegungen eingerichtet, ausgeschlossen; es bleibt vielmehr nur die Annahme, sie habe ein so scharfes Geruchsvermögen, daß sie auf diese für eine Schnecke recht bedeutende Entfernung die Speisen witterte. —

Aus der Pflanzenwelt.

io. Eine unfreundliche Pflanze ist der sich durch seinen Namen so einschmeichelnde Venusfuß (Cypripedium). Der amerikanische Botaniker Mac Dougal hat nämlich festgestellt, daß die Blätter einiger Arten dieser Pflanzengattung, wenn sie auf die Haut des Handgelenkes, des Armes, des Gesichts oder der Ohren gerieben werden, für die betreffende Person in gewissem Grade eine Vergiftung im Gefolge haben, die je nach der Stelle der Anwendung verschieden stark auftritt und etwa 10 bis 12 Stunden anhält. Die Wirkung muß jedenfalls eine recht unangenehme sein, denn Mac Dougal fand niemand, der sich zum zweiten Male einer Behandlung mit diesen Blättern hätte anschauen wollen. Besonders haben die Blätter der schönsten Art von dieser Orchideengattung, das Cypripedium spectabile, mit seinen großen weißen und rothen Blüten aus Nordamerika diese unliebsame Wirkung; dieselbe wird aber auch von Cypripedium pubescens und parviflorum ausgeübt. Ob auch unser deutscher Frauenschuh, der auf Kalkboden fast überall zu finden ist (Cypripedium calceolus), diese Wirkung besitzt, müßte erst festgestellt werden. Mac Dougal konnte noch nachweisen, daß die Vergiftung durch die Drüsenhaare, die auf der Oberfläche der Blätter zahlreich sind, veranlaßt wird, indem die Spitzen derselben einen lebhaften Reiz auf die menschliche Haut ausüben. Wurden diese Haare mit einer feinen Zange sämmtlich ausgerissen, so blieb die Wirkung aus. Die Vergiftung ist umso stärker, je älter die betreffende Pflanze ist. —

Physikalisches.

— Flüssige Luft. Die „Chemiker-Zeitung“ berichtet aus der Sitzung der American Chemical Society in New-York vom 4. Februar: Der Vorlesende Dr. Wm. Mc Murrie machte Mitteilung, daß er in den Besitz einer halben Gallone verflüssigter Luft, von Tripler hergestellt, gelangt sei; ein Theil der Sitzung wurde einigen Versuchen damit gewidmet. Die Flüssigkeit, in einem gewöhnlichen Gefäße mit mehrfacher Filzumbüllung verpackt, hatte das Aussehen gewöhnlichen Wassers, aber wenn sie in ein Glas- oder Porzellangefäß gegossen wurde, begann sie sehr heftig zu kochen, bis sich das Gefäß auf die Temperatur der Flüssigkeit abgekühlt hatte, ungefähr —290° F. Tropfen derselben, auf den Vorlesungstisch gebracht, bewegten sich auf demselben wie Wassertropfen auf einer glühenden Eisenplatte. In ein Becherglas gegeben, fing die Flüssigkeit zuerst an zu kochen und trübte sich dann durch einen krystallinischen Niederschlag von Kohlendioxyd, das als Verunreinigung zugegen war. Von diesem wurde es durch Filtration durch gewöhnliches Filtrirpapier getrennt und die klare Flüssigkeit in einem doppelwandigen Glaszylinder aufgefangen. In diesem evacuirten Gefäße wurde die klare, schwach bläuliche, flüssige Luft über eine Stunde aufbewahrt, ehe vollständige Verdunstung eintrat. Unter anderen Versuchen wurde Alkohol rasch zum Gefrieren gebracht, Gummischläuche durch die niedrige Temperatur so erhärtet, daß dieselben durch Schlag wie Glas zerbrachen etc. —

Technisches.

— Ueber eine eigenartige Verwendung der Elektrizität zur Bestellung von Briefen innerhalb der Häuser berichtet das „Journ. Télégr.“ aus der Schweiz. Im Erdgeschos des Hauses befindet sich ein Kasten zur Aufnahme der Briefe, der ebenso viel Fächer enthält, wie Geschosse zu bestellen sind. Wird ein Brief in eins der Fächer hineingelegt, so schließt sich ein elektrischer Strom und es ertönt in dem Geschos, für welches das Fach bestimmt ist, ein Glockenzeichen, um auf die Ablieferung des Briefes aufmerksam zu machen. Gleichzeitig damit öffnet der Strom einen Wasserhahn im Dachgeschos des Hauses. Das ausströmende Wasser fließt in ein zylindrisches Gefäß, welches das Gegengewicht zu den Briefkästen bildet. Ist das Gefäß so weit gefüllt, daß es den Kasten in die Höhe zieht, so hört der Wasserzufluß auf. Der Briefkasten geht nun in die Höhe. In jedem Geschos öffnet sich von selbst das in Frage kommende Fach und entleert seinen Inhalt in einen zu diesem Zwecke auf jedem Flur angebrachten Behälter. Sobald der Zylinder mit Wasser im Erdgeschos angekommen ist, fließt das Wasser aus und der Briefkasten kehrt alsdann durch sein eigenes Gewicht auf den alten Standort zurück. —

Humoristisches.

— Von der „stillen Pauline“, der wegen ihr Langsamkeit „berühmten“ Sekundärbahn zwischen Paulineau und Neurenippin, wird wieder eine spaßhafte Sache berichtet. Von einigen im Zuge sitzenden jungen Leuten behauptete einer, daß, wenn er in Dammkrug aussteige, er denselben Zug auf der nächsten Station wieder einholen und mit ihm weiterfahren könne. Da die anderen jungen Leute das bezweifelten, wurde eine Wette abgeschlossen. Kaum hatte der Zug in Dammkrug gehalten, da war der junge Mann auch schnell hinaus, und als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, war der Schnellläufer schon auf der Chaussee nach Fehrbellin sichtbar. Als der Zug auf lehgenannter Station hielt, war der Weltende noch nicht zu sehen; die andern freuten sich, denn sie glaubten, daß er die Wette verloren. Nachdem die Güter-Auf- und Abladung beendet, gab der Stationsvorsteher das Zeichen zur Abfahrt — da kam der Läufer leuchtend und schweißtriefend an, sprang in den Wagen und fuhr weiter. Er hatte die Wette gewonnen. —

— Gemüthlich. Gebirgstourist: „Wo ist denn mein Freund geblieben?“ — Führer: „Der thut grad a bissel abstürz'n!“ —

— Bescheidene Bitte. Sepp (den sie bei der Kauferei jämmerlich zurichten): „Sakra, laßt doch noch für die nächste Kirchweih a bissel was von mir übrig!“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Arnold Böcklin's Selbstporträt aus dem Jahre 1873 ist von der Hamburger Kunsthalle zum Preise von 35 000 M. erworben worden. —

— Freitag Nacht wurde die Lachsflottille in Memel von einem plötzlich aufgetretenen Sturm überfallen. Vier Kutter wurden an den Strand geworfen, andere schwer beschädigt. Zehn Fischer sind ertrunken, sechs werden noch vermißt. —

— In Breslau riß ein Mann durch das Schallerfenster eines Postamtes zwei Geldschwingen mit 8000 M. in Papier und 2000 M. in baar an sich. Er wurde festgenommen, verstreute aber vorher das Baargeld in den Anlagen eines Platzes. —

— In Zalesie bei Jarotschin sind zwölf Bauernwirthschaften mit 22 Gebäuden niedergebrannt. —

— Einen ungewöhnlich frechen Schwindel hat ein flüchtiger Kaufmann ausgeübt. Dieser Tage ging durch alle Blätter die Notiz, daß ein französischer Käfte eine Flaschenpost eines beim Untergang der „Elbe“ 1895 Verunglückten, Bernhard Ramsperger, aufgefunden worden sei. Der Finder wurde von dem Absender gebeten, die letzten Grüße an seine Braut in Deutschland zu übermitteln. Ramsperger, der seit 1897 steckbrieflich verfolgt wird, hatte damit die Aufmerksamkeit der Behörde von sich ablenken wollen. —

— In München starb ein Beamter, der aus einem fremden Glase getrunken und sich etwas an der Lippe verlegt hatte, an Blutvergiftung. —

— In der ungarischen Waffenfabrik in Budapest erkrankten 150 Arbeiter infolge des Genusses einer Tomatenauce. Es gelang der ärztlichen Hilfe bald, 130 von ihnen außer Gefahr zu bringen. 20 Arbeiter mußten aber in ärztlicher Behandlung bleiben. —

— Eine Influenza-Epidemie wüthet in Fiume. Bisher sind über 2000 Personen erkrankt. —

— In Serpuchow (Gouvernement Moskau) ist eine Manufaktur vollständig niedergebrannt. Sechs Menschen kamen in den Flammen um. Der Schaden beträgt zirka 1/4 Million Rubel. —

— Im Warschaer auf dem Bahnhof in Kiew wurde ein Oberst von seinem Bruder nach einem Streite erschossen. —

— In der Nacht zum Sonnabend wurde in Oberitalien ein heftiger Erdstoß verspürt. —